



Das Buch

eines Pophelden lesen

Herr Lehmann? Weg damit. Ich weiß schon. Der Roman ist total witzig, es geht um diesen Loser namens Lehmann, der hängt dauernd in irgend so einer Kneipe ab, in Berlin spielt das, kurz vorm Mauerfall, ein Stück deutsche Geschichte ist das und trotzdem witzig, ach, und Christian Ulmen im Film erst, so echt, so greifbar: toll. Okay, ich muss gestehen: Ich weiß das alles nicht wirklich. Ich weiß es nur vom Hörensagen. Das Buch habe ich nie gelesen. Und zwar aus Überzeugung nicht. Was ich weiß, und das weiß ich vom Hörenfühlen: dass Sven Regener mit seiner Band Element of Crime fantastische Songs geschrieben hat. „Ganz egal, woran ich gerade denke, am Ende denk' ich immer nur an dich“ oder „Die Hose, die du mir gehäkelt hast, werfe ich in den Container der Heilsarmee rein“ sind Slogans, die man anstelle der vielen Arschgeweihe gern auf der Haut anderer Menschen sehen möchte. Textschnipsel, die nicht in Poesiealben, sondern auf Grabsteine gehören. Und dann diese Musik, so norddeutsch lakonisch und doch schön melancholisch, als käme sie aus dem Osten. Was sagen Sie dazu, Herr Lehmann?

Nun hege ich keine Abneigung gegen Herrn Lehmann an sich. Meine Abneigung gilt allen Romanen von guten Musikern. Sei es „Der Tod des Bunny Munro“, ein Buch über einen abgewrackten Typen, geschrieben vom angenehm abgewrackten Nick Cave; sei es „Es interessiert mich nicht, aber das kann ich nicht beweisen“ von Frank Spilker, Sänger der Sterne, ein Roman, der mich nicht interessiert: Weg damit! „Woher der Hass?“, wird sich der aufmerksame Leser dieser Zeilen fragen, und das wird eine berechtigte Frage sein. Zum einen interessiert es mich nicht, ob jemand, der eine Kunst ausgezeichnet beherrscht, eine andere auch ganz gut kann. Mich interessiert es nicht, wie gut Woody Allen Jazz spielt, mich interessieren seine Filme. Mich interessiert es nicht, wie Hermann Hesses Aquarelle aussehen, mich interessieren seine Bücher. Schuster, bleib bei deinem Leisten, und erzähl mir nichts davon, wie gut du Mützen strickst. Das können andere besser. Zum anderen habe ich Angst davor, dass jemand wie Sven Regener seine funkelnde Legacy in meinem Kopf einbüßt. Dass er nicht mehr so cool ist, weil seine Bücher öde sind. Was, wenn Regener zwar Vollblut-Songs, aber nur halb gare Romane schreibt? Das Ergebnis dieser Rechnung will ich mir nicht mit ansehen. Da gucke ich lieber weg.

Ja, und da haben wir's, plötzlich kommt auch der Blumfeld-Sänger Jochen Distelmeyer auf die Idee, einen Roman namens „Otis“ zu schreiben – und ich muss schon wieder weggucken. Diese Idee, wozu? Wollen die mir alle sagen, diese Distelmeyers, Spilkers, Regeners dieser Welt, dass man irgendwann zu alt für Popmusik ist? Dass man als Sänger einer großen Band nur in Würde altern kann, indem man allmählich aufgehört zu singen und anfängt zu schreiben? Wird man nicht besser mit dem Alter? Und ist das nicht ein bisschen zu Adorno – zu wenig Punk, zu viel Establishment?

Halt. Stopp. Irgendwann ist der Punkt in diesem Text gekommen, da muss ich es beichten.

Und zwar jetzt, da steht's: Es fällt mir immer schwerer wegzugucken. Ich will eigentlich genau hinsehen. Es interessiert mich doch. Ich bin zu neugierig. Ich will mitreden können. Aber ich kann es nicht wirklich, wenn ich die Bücher meiner Helden aus der iTunes-Ahnengalerie nicht lese, sondern nur die Zusammenfassungen auf Amazon. 2015 muss sich also was ändern.

Deshalb bekommt „Otis“ eine Chance, die Herr Lehmann nie hatte. „Otis“, so heißt also Distelmeyers erster Roman, und ich werde ihn lesen, komme, was wolle, das habe ich mir für dieses Jahr vorgenommen. Es wird kein leichter Weg sein. Ich werde vorher tagelang die „L'Etat et moi“ auf Schleife hören, ich werde „Wohin mit dem Hass?“ brüllen, bis meine Stimme versagt (wahrscheinlicher: bis die Nachbarn klopfen). Gierig werde ich jeden Ton von jeder Blumfeld-Platte aufsaugen wie ein Dönerbrötchen Tzatziki. Und am Ende dieser Mühsal werde ich gewappnet sein. Dann werde ich mir sicher sein, dass nichts, rein gar nichts Distelmeyers musikalisches Erbe erschüttern kann – schon gar kein „Otis“.

„Otis“? Ich weiß schon. In „Otis“ geht es um Liebeskummer, Nazi-Schmonzetten und Filesharing-Plattformen, in Berlin spielt das, kurz vorm Sturz eines Bundespräsidenten, ein Stück deutsche Geschichte ist das und trotzdem witzig, ach, und die Flussnympfen und Götterboten: toll. Ich weiß das alles nur vom Hörensagen. Das Buch habe ich nicht gelesen. Noch nicht. Her damit. — *Jurek Skrobala*

Jochen Distelmeyer: „Otis“. Rowohlt; 288 Seiten; 19,95 Euro. Erscheint am 30.1.